

*Susan Mallery*

# Apfel, Kuss und Mandelkern

Roman

Aus dem Amerikanischen von  
Gabriele Ramm



Wunde. Ist mir doch egal.“

Langsam stand er auf. Sie war groß, doch er war größer. Hier im Lagerraum wirkt er noch männlicher, dachte sie. Irgendwie fehl am Platz, aber auf gute Art und Weise. Wenn das möglich war.

„Ich sollte draußen vor der Tür warten“, sagte er und griff nach seiner Jacke. „Damit Felicia nicht noch nach einem Parkplatz suchen muss.“

„Meinst du, du schaffst das?“, fragte sie und dachte daran, dass er seinen Bruder lange Zeit nicht gesehen hatte. „Dich mit all diesem emotionalen Kram auseinanderzusetzen? Wenn es dir zu viel wird, sag Felicia, dass du dich noch immer von dem Blutverlust erholen musst. Sie wird dich dazu zwingen, dich hinzulegen. Oh, aber wenn du das tust, dann widersetze dich ihr nicht! Sie kann eine ganze Menge.“

Wieder blitzten seine Augen auf. „Was denn?“

„Furchterregende militärische Sachen. Du weißt schon – wie man dich zu einer Brezel verformt und dazu bringt, wie ein kleines Mädchen zu schreien.“

„Das hätte ich nicht von ihr gedacht.“

„Stimmt aber. Sie ist zwar nicht so gut wie Consuelo, aber sie hat durchaus beängstigende Fähigkeiten.“

Gabriel musterte sie einen Moment lang. Sie spürte die Hitze seines Blickes und hoffte, dass er darüber nachdachte, wie er ihr die Kleider vom Leib reißen und sich mit ihr vergnügen konnte. Doch er beugte sich nur vor und küsste sie auf die Wange.

„Danke, dass du nicht mit dem Schirm auf mich losgegangen bist. Und für das Nickerchen.“

„Jederzeit“, murmelte sie und unterdrückte ein Seufzen. Anscheinend fand Gabriel sie doch nicht unwiderstehlich. Wie schade.

Sie ging mit ihm zur Ladentür und wollte gerade sagen, dass sie hoffte, ihn bald wiederzusehen, als eine ältere Dame sie bat, ihr bei den Weihnachtskugeln zu helfen.

„Ich komme sofort“, versprach sie ihr und drehte sich herum, um noch etwas zu Gabriel zu sagen.

Der war jedoch bereits verschwunden.

### 3. KAPITEL

Tolle Aussicht“, meinte Gabriel und deutete mit der Bierflasche in die Dunkelheit hinter der Veranda, die das Haus seines Bruders umgab. Am Tage waren die Berge zu sehen, doch jetzt konnte man nur noch die Umrisse der Bäume und den Sternenhimmel ausmachen. Aus dem Haus drang ein schwacher Lichtschein, der gerade ausreichte, dass Gabriel den Mann neben sich und das Verandageländer erkennen konnte. Dahinter erstreckte sich nur die tiefschwarze Nacht.

Das Abendessen war angenehmer verlaufen, als er erwartet hatte. Carter hatte den Großteil der Unterhaltung bestritten. Er hatte eine Reihe von Fragen gestellt, ehe er von seinem Tag und seinen Freunden erzählt hatte. Er ist ein netter Junge, dachte Gabriel. Ausgeglichen und freundlich. Auch Felicia hatte sich bemüht, die Unterhaltung nicht abreißen zu lassen, doch sie hatte dabei immer ein Auge auf Gideon gehalten. Wahrscheinlich aus Sorge, dass das alles zu viel für ihn werden könnte.

Nach dem Essen hatte sie die Brüder aus der Küche gescheucht, damit sie sich „austauschen“ konnten. Sie waren hier nach draußen auf die Veranda gegangen, wo es kalt und still war.

„Ich mag das Licht“, sagte sein Bruder.

Gabriel dachte an all die Dachfenster im Haus. Er kannte keine Details zur Gefangenschaft seines Bruders, aber er wusste, dass man Gideon unterirdisch eingekerkert hatte. Daher ergab es durchaus Sinn, dass er jetzt so viel Himmel wie nur irgend möglich sehen wollte.

Gabriel trank einen Schluck Bier und war sich des pochenden Schmerzes in seiner Hand bewusst. Später, wenn es Zeit war, ins Bett zu gehen, würde er eine Tablette nehmen. Natürlich nur irgendetwas Rezeptfreies, überlegte er und dachte dann, dass Noelle sich über ihn lustig machen würde, wenn sie davon wüsste.

„Nett hier“, sagte er. „Du hast gut zurück ins Leben gefunden.“

„Ich hatte Glück. Als ich das erste Mal in Fool’s Gold zu Besuch war, hatte ich nicht vor, mich hier niederzulassen. Verdammt, ich hatte nicht einmal vor, mich *irgendwo* niederzulassen. Aber dann sah ich, dass die beiden Radiosender zu verkaufen waren, und dachte mir, das könnte ich doch mal probieren.“

„Weil du ja so viel vom Radio verstehst.“

Gideon grinste. „Ich habe viel gelernt. Mir gefällt, was ich tue.“

„Aber Oldies?“ Gabriel erschauerte. „Warum?“

„Das ist noch richtige Musik. Nicht jeder hört gern LL Cool J.“

„Die verpassen dann aber was. Carter mag meine Musik auch lieber als deine.“

Sein Bruder legte den Kopf zurück. „Das vermutest du.“

„Vielleicht, aber ich habe bestimmt recht.“

„Jeder hat so seine Fehler.“ Sein Bruder drehte sich zu ihm herum. „Er ist beeindruckend, oder?“

„Ja.“

„Ich würde ja gern die Lorbeeren dafür einheimsen, aber das kann ich nicht“, gab Gideon zu. „Den Grundstein hat seine Mutter gelegt. Sie hat das besser hinbekommen, als ich es jemals gekonnt hätte. Als sie krank wurde, musste er leider sehr schnell mehr oder weniger erwachsen werden.“

„Spricht er viel von ihr?“

„Manchmal. Felicia hat nichts dagegen. Sie ermuntert ihn, immer ein Foto von ihr bei sich zu haben und von ihr zu erzählen. Auf diese Weise bleiben die Erinnerungen wach.“

„Sie ist auch toll.“

Gideon nickte. „Ich verstehe immer noch nicht, wieso sie mich liebt, aber sie tut es. Sie ist ausgesprochen loyal. Und entschlossen. Als ich mich damit abgefunden hatte, niemals mehr Teil einer Familie zu sein, war sie umso entschlossener. Sie war sogar bereit, Carter bei sich aufzunehmen und allein großzuziehen.“ Er klang sehr beeindruckt und ein wenig ehrfurchtsvoll. „Ich wollte sie nicht in mein Leben lassen, aber ich konnte gar nicht anders. Und nachdem ich dann irgendwann aufgehört hatte, gegen sie anzukämpfen, war es ganz leicht, mir einzugestehen, wie sehr ich sie liebe.“

Gabriel verstand das Konzept von Familie. Er hatte auch mal in einer gelebt, hatte Freunde, die Familien hatten. Er verstand auch, dass Menschen einander liebten. Einige Bindungen waren unausweichlich, aber romantische Liebe? Die war all die Mühe doch gar nicht wert. Das Leben war heikel und unberechenbar und konnte jeden Augenblick vorbei sein. Warum sollte man sich also mit der Liebe abplagen?

„Du hast einen weiten Weg zurückgelegt“, sagte er jedoch nur.

„Ich hatte nicht mehr geglaubt, dass ich es schaffe“, gestand Gideon ihm. „Aber diese verdammte Stadt hat mich geheilt. Ich weiß nicht, wie, aber es ist ihr gelungen. Nach und nach habe ich angefangen, mich hier einzubringen.“ Er lachte leise. „An fast jedem Wochenende findet irgendein Stadtfest statt. Warte nur, bis du siehst, wie sie hier Weihnachten feiern. Das ist ein echtes Aha-Erlebnis.“ Er sah Gabriel direkt an. „Ich weiß, dass du nur hergekommen bist, weil du dich verletzt hast, aber ich bin froh, dass du da bist.“

Gabriel hatte Mühe mitzuhalten. Als Kind war Gideon offen und freundlich gewesen, aber seine Zeit bei der Spezialeinheit im Militär hatte ihn verändert. Der erwachsene Gideon, an den er sich erinnerte, war ein wortkarger Soldat gewesen – ein Mann, der sich eher den rechten Arm abgehackt hätte, als über seine Gefühle zu sprechen. Und doch saß er jetzt hier und redete über Zugehörigkeitsgefühle, über Liebe und Verbindungen.

„Ich glaube, ich sollte überprüfen, ob in deinem Nacken irgendwo ein Chip versteckt ist, mit dem du ferngesteuert wirst“, murmelte er.

Gideon lachte wieder. „Keine Angst, ich bin nicht von Aliens gekapert worden. Ich bin der, der ich immer war. Bevor alles andere passiert ist.“ Sein Lachen schwand. „Manchmal ist es noch hart, aber Carter und Felicia haben viel Geduld mit mir. Ich komme schon zurecht.“

Klingt vernünftig, dachte Gabriel. Klang zwar nicht nach seinem Bruder, aber gesund. „Was passiert als Nächstes?“, wollte er wissen.

Sein Bruder trank einen großen Schluck Bier. „Wir überstehen den Besuch unserer Eltern.“

Das war etwas, worüber Gabriel ungern nachdachte. „Wie lange bleiben sie hier?“

„Bis nach Weihnachten. Sie haben sich in der Stadt eine Ferienwohnung gemietet, das heißt, sie wohnen nicht hier.“

„Immerhin etwas.“ Allzu lange konnte er die Gegenwart seines alten Herrn nicht ertragen.

„Wie fühlst du dich?“, fragte Gideon.

Gabriel wollte ihm gerade erklären, dass nicht jeder mit seinen Gefühlen hausieren ging, als er sah, dass sein Bruder zu seiner Hand blickte.

„Es tut weh.“

„Wie ist das passiert?“

Gabriel lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. „Ein paar Neunzehnjährige haben sich betrunken.“

„So fängt es immer an.“

„Du sagst es. Mein Patient und seine Kumpel fingen an, sich zu prügeln, und er fiel dabei durch die Glasscheibe eines Fensters. Sie haben ihn direkt ins Krankenhaus gefahren, was ihm das Leben gerettet hat. In ihm steckte ein riesiges Stück Glas, und ich habe vergessen, dass ich leider nicht über Superkräfte verfüge, als ich es mit bloßen Händen herausgezogen habe.“

Völlig idiotisch. Er hatte es gewusst, und alle anderen in der Notaufnahme hatten es auch gewusst. Von einer Sekunde zur anderen war aus einem vernünftigen Arzt, der tat, was getan werden musste, um den Patienten zu retten, selber ein Patient geworden, dem das Blut nur so aus der Hand gespritzt war.

Gideon hob seine Flasche. „Wir alle haben mal schwache Momente.“

„Aber nicht in dieser Form.“ Er hatte versucht, sich weiter um den Teenager zu kümmern, doch es war nicht möglich gewesen. Sein Team war eingeschritten, und ein anderer Arzt hatte den Jungen versorgt. Gabriel hatte versucht, seine eigene Blutung zum Stillstand zu bringen, bis die Krise vorüber war und man sich, ohne jemanden anderes zu gefährden, um ihn kümmern konnte. Leider hatte er mehr Blut verloren, als irgendjemandem bewusst gewesen war.

„Es endete damit, dass ich selbst eingewiesen werden musste“, brummte er missmutig und stieß noch einen leisen Fluch aus. „Was habe ich mir nur dabei gedacht?“

„Du hast gar nicht gedacht“, mutmaßte sein Bruder. „Du hast einfach reagiert.“

„Aber völlig idiotisch und nicht so, wie ich es hätte tun sollen.“ Es war sinnlos, über eine Vergangenheit zu schimpfen, die er nicht mehr ändern konnte. „Ich habe ja noch Glück gehabt – es werden keine dauerhaften Schäden bleiben. Aber es tut höllisch weh. Mein Commanding Officer meinte, es wäre an der Zeit, mal nach Hause zu fahren und eine Weile Urlaub zu machen, also bin ich jetzt hier.“ Sonst hätte er während der Feiertage gearbeitet, so wie er es jedes Jahr tat. Er meldete sich immer freiwillig, damit die anderen mit ihren Familien zusammen sein konnten. Dieses Mal hatte er keine Wahl gehabt.

„Es tut mir leid, dass du dich verletzt hast, aber ich freue mich, dass du hier bist“, meinte Gideon.

„Du brauchst ja nur jemanden zu haben, der dir Dad vom Leib hält.“

„Das auch. Obwohl ich annehme, dass wir Carter in seine Richtung schubsen können. Offenbar können Großeltern ihren Enkeln nicht widerstehen.“

Ein interessanter Plan. „Hast du keine Angst, was der alte Herr bei deinem Sohn anrichten könnte?“

Gideon lächelte. „Nein. Felicia passt schon auf ihn auf. Sie ist ziemlich taff und leidenschaftlich. Ich würde mich nicht mit ihr anlegen.“

„Gut zu wissen. Dann gehe ich ihr lieber aus dem Weg.“

„Solange du weder Carter noch mich bedrohst, ist alles in Ordnung. Oh, ich nehme mal an, dass der Hund jetzt auch unter diesen Rettungsschirm fällt.“

Gabriel wollte etwas sagen, doch das Wort Schirm erinnerte ihn an die Frau, die er vorhin getroffen hatte. Noelle, die bereit gewesen war, das Haus ihrer Freunde mit nichts weiter als viel Mut und einem Regenschirm zu verteidigen.

Er war froh, dass sie ihren Irrtum schnell eingesehen und ihn nicht attackiert hatte. Wäre er wirklich ein Einbrecher gewesen, hätte sie in ernsthaften Schwierigkeiten gesteckt. Aber er hatte keine Bedrohung dargestellt, und er musste zugeben, dass sie dagegen eine unerwartete Ablenkung dargestellt hatte.

Einen Moment lang erlaubte er sich, darüber nachzudenken, wie dieser Abend wohl verlaufen würde, wenn statt seines Bruders jetzt sie neben ihm sitzen würde. Er grinste. Zum einen würden sie bestimmt nicht so weit auseinandersitzen. Und sie würden sicherlich auch nicht reden.

„Wie sehen deine Pläne für die Zeit nach dem Urlaub aus?“, fragte Gideon. „Bleibst du dabei?“

Mit *dabei* meinte sein Bruder die Army. Sein Lächeln verschwand.

„Ich weiß es nicht.“

Bisher war er immer davon ausgegangen, dass er zumindest so lange bleiben würde, bis er seine zwanzig Dienstjahre voll hatte. Zu dem Zeitpunkt wäre er immer noch jung genug, um einen regulären Job in einem Krankenhaus anzunehmen. Aber in letzter Zeit war er sich nicht sicher, ob er wirklich so lange aushalten wollte. Oder konnte.

Es liegt an den Flügen, dachte er grimmig. All die Jahre, in denen er verletzte Soldaten aus dem Irak und aus Afghanistan begleitet hatte. Eigentlich hätten sie gar nicht transportiert werden dürfen, aber sie hatten die intensivere Behandlung benötigt, die man nur in einem stationären Militärkrankenhaus bekam. Also hatte man sie notdürftig zusammengeflickt und ausgeflogen. Er und sein Team hatten Stunde um Stunde damit zugebracht, eine Krise nach der anderen zu bewältigen. Sie mussten dort unter äußerst beengten Bedingungen agieren, und der Zustand der Patienten war immer äußerst kritisch. Weil der Raum knapp war und möglichst wenig Gewicht mitgenommen werden durfte, war auch die Ausrüstung eher dürftig ausgefallen.

Wenn er nicht hin- und hergeflogen war, dann hatte er in einem der Feldlazarette